

Familie und Freundschaft.

Mein Wunsch.

(Glarus 1795.)

Wo find' ich dich, o Heimath süßer Freuden?

Im Arme der Natur?

Ich sehne mich, des Lebens Sturm zu meiden,

Nach Ruh' und Dunkel nur.

Paläste, Gold, des Ruhmes Lorbeerkrone

Sind großer Kinder Tand;

Nur dort, wo Fried' und Treu' und Einfalt wohnen,

Da sei mein Vaterland!

Umfange mich, du liebe, kleine Hütte,

Im unbekannten Thal,

Fern von der Städte gleisnerischen Sitte,

Von ihrer Pracht und Qual.

Ich sehe dich, im Kranze schatt'ger Bäume,

Im rosenfarb'nen Licht;

Hast Raum genug, für mich und meine Träume,

Nur für die Thorheit nicht.

Dort weihe mich die junge Morgenröthe

Zum Tageswerke ein;

Zum Abendschlummer mich des Hirten Flöte,

Die Nachtigall im Hain.

Und will mir eines holden Gottes Segen
Verklären Edens Ruh':
So führ' er mir ein treues Herz entgegen
Und mich dem Treuen zu.

W i e g e n l i e d.

(Biberstein 1806.)

Es war einmal ein Bubelein,
Das hüpfte auf grüner Au,
Wohin es ging, wohin es sah,
So standen tausend Blümlein da
In Gold- und Silberthau.
Das Kind die bunten Blumen brach
Und ward wohl naß vom Thau.
Es trug den grünen Maienstrauß
Hopp, hopp! davon, hopp, hopp! nach Haus,
Zur lieben Mutter heim.
Und gab dem trauten Mütterlein
Die schönen Blümlein all';
Und sprach: „Die Blümlein und das Gras,
Sie sind von Tropfen hell und naß,
Sie haben sehr geweint.“
Die Mutter spricht: „Du liebes Kind,
Es ist nur Himmelsthau.
Doch Blümlein und Bubelein
In Thau und Thränen wohlgedeiht
Daheim und auf der Au!“

An Emil.

(Am Pfingstmorgen 1808.)

Es rauschen die Zweige, die Wellen gehn;
Die Wolken schwimmen in Bergeshöhn;
Die Menschen ringen mit Lust und Mühn
Und bringen's nicht weiter und verblühn;
Und bei dem alten, ewigen Spiel

Schläft mein Emil!

Er schlummert an warmer Mutterbrust,
Des Lebens Mühen sich unbewußt;
Um seiner Jugend Morgenthor
Schwebt noch ein goldner, dämmernder Flor;
Ihn quält nicht des Lebens Geheimniß viel.

Schlafe, mein Emil!

Der schöne, goldne Flor verrinnt,
Bald tanzt unter Blumen das fröhliche Kind;
Es drängt sich an Vater- und Mutterherz,
Und flüchtig verschweben ihm Lust und Schmerz;
Es ist ihm ein Träumen der Kindheit Spiel.

Schlafe, mein Emil!

Der Jüngling verschmäht den holden Traum,
Ihm wird zu enge der heimische Raum;
Ihn fordert das Schicksal vom Vaterhaus
Hinaus in die Welt, in den Sturm hinaus;
Er fühlet die Kraft, er fordert das Ziel,

O mein Emil!

Der Mann gehöret dem Leben an,
Soll bahnen sich seine Ehrenbahn;

Zieh' hin denn, mein Sohn, in das Leben zieh',
Nicht auf die Thränen der Mutter sieh',
Sieh' auf der Menschheit heiligstes Ziel;
O mein Emil!

Die Fremde verkündet uns Deinen Ruhm;
O kehre wieder ins Eigenthum;
Der Vater wankt, die Mutter ergraut;
Wie hoffet Dein die träumende Braut!
Im Grabe schläft schon mancher Gespiel.
Kehr heim, Emil!

Ach welche Stunde, welch Wiedersehn!
Ein neues Leben erblüht uns schön!
Der Engel wirft seinen goldenen Flor
Dann über der Tage Abendthor.
Wir schweben, und wissen's nicht, am Ziel —
Leb' wohl, Emil!

Ofen-Bilder *).

(In den Jahren 1808 — 1816.)

1. Der alte Paul.

Mit einem Korb, von Äpfeln schwer,
Kam einst der alte Paul aus seinem Garten her,

*) In der Stube stand ein Ofen, vom Hafner nach alterthümlicher Art mit blauen Bildern geziert. Die Kinder fragten oft nach deren Bedeutung. Da dichtete der Vater ihnen, zum Auswendiglernen, obige Fabeln.

Und trug sie heim ins Haus.
Da sprach zu ihm der Nachbar Klaus:
„Du weißt, mein Land ist eine Wüste;
Dort wächst kein Baum, kein Strauch.
Du hast des Obstes viel. O stille mein Gelüste;
Ich bitte, Nachbar, gib mir auch!“
Da sprach der alte Paul: „Wir sind nun schon bei Jahren,
Doch weißt du, als wir jünger waren
Da hab' ich brav gelernt.
Du liebtest Tand und Spiel, und lustige Geschichten.
Was ich als Kind gepflanzt,
Trägt mir im Alter Früchte!“

2. Das junge Reh.

Am Waldsaum spielt auf grüner Matte
Im rothbeblühten Klee
Ein junges, muntres Reh,
Das noch den Jäger nie gesehen hatte.
Da knallt ein Flintenschuß.
Zum jungen Reh die Mutter schrie:
„Der Jäger kommt! entflieh
Geschwind! ich will dich schon verstecken!“
Sie rief's und sprang davon mit Schrecken.
Das junge Reh
Stand auf vom Klee;
Da folgte es der guten Mutter Bitte
Mit keinem Schritte.
Neugierig blieb es stehn,
Den Jägersmann zu sehn.

Da knallt ein zweiter Schuß. O weh!
Das arme Reh
Sank sterbend in den blut'gen Klee.

3. Das Käzchen.

Ein muntres Fischehen spielt im Bach.
Ein Käzchen fragt: „ist's schön da drinnen?“
Und ohne sich lang zu besinnen,
Springt es dem muntern Fischehen nach.
Doch weh, das arme Käzchen sinkt,
Und sinkt, und sinkt, — bis es ertrinkt.
Denk immer, eh' du etwas wagst,
Vorher daran, ob Du's vermagst?

4. Der Hirsch.

Der Hirsch mit seinem hohen, zackigen Geweih
Ging auf der Weid' im Wald vorbei,
Um seinen Schmuck zu zeigen:
„Ich bin doch,“ sprach er, „hier
Im Wald das schönste Thier;
Nicht Hase, Reh und Eber gehn
Mit Hörnern hochgeziert und schön,
Sind mir nicht gleichzustellen!“
Doch plötzlich hört man Jägerhunde bellen,
Und Hasen, Reh und Eber floh'n
Geschwind im dicken Wald davon.
Der Hirsch flieht ins Gebüsch,
Bleibt mit den Hörnern hängen
Und — wird gefangen.

An der Mutter Geburtstag.

(Den 3 September 1829, gesungen von den Kindern)

Zehn Rosenknospen blühn
Im Kranz von Immergrün!
Und mit Gesang
Hat Dir, o Mutter, heut
Der Söhne Zärtlichkeit
Den heil'gen Kranz geweiht
In Lieb' und Dank.

Du, die so manche Nacht
Für unser Wohl gewacht,
In Sorg' und Schmerz;
O könnten Alle wir
Das längste Leben hier
Mit Lust versüßen Dir,
Lieb' Mutterherz!

Auf steigt zum Sternenchor
Zu Dir, o Gott, empor
Der Kinder Flehn.
Von Deinem Gnadenthron
Spend ihr auf Erden schon
Der Tugend Engelslohn!
Hör' unser Flehn!

Und Guido, — Herrmann,*) Du,
Senft aus der Himmelsruh

*) Zwei früh verstorbene Kinder, deren Andenken in der Familie stets lebendig blieb. Ischoffe erwähnt ihrer so wie der später durch den

Den Seraphblick!
Verklärte Brüder, seid
Schutzgeister, uns geweiht,
Bewacht mit Zärtlichkeit
Der Mutter Glück!

Prolog zum „dankbaren Sohn“ von Engel.

Gesprochen von Lina Zimmermann, als das Stück von den Kindern im
Garten zum Geburtstag der Mutter aufgeführt wurde. Im J. 1838.

Seid uns recht herzlich im Grünen willkommen,
Ihr Freund' und Freundinnen groß und klein!
Ihr wißt, wir haben uns vorgenommen,
Euch heut ein kleines Schauspiel zu weihn.
Doch bitt' ich, erwartet nur ja nicht zu viel
Von unsrer Kunst, von unserm Spiel.
Wir armen Mädchen, zusamt den Knaben,
Wir geben's Euch eben, wie wir's haben.
Ihr sucht das Theater? Ihr seht es hier,
Im Schatten von Flieder und Pimpernüssen,
Und Hof und Gebüsche wählten wir,
Statt bunbemalter Papier=Coulissen.
Den Himmel aber, Ihr müßt es gestehn,
Kein fürstlich Theater hat ihn so schön.

Tod verlornen Söhne Arnold, Antonin und Julius öfter in seinen
Schriften.

Um auch von den Spielern ein Wort zu sagen,
So hoffen wir, von Eurer Guld,
Ihr werdet mit ihnen Nachsicht tragen;
Denn spielen sie schlecht, ist's nicht ihre Schuld.
Warum? — das läßt sich leicht errathen,
Wir sind ja Künstler von seltsamer Art;
Denkt nur, — wir haben Soldaten
Noch ohne Schnauz und Backenbart!
Und, Euch durch Täuschung zu ergötzen,
Muß Kienruß den wichtigen Mangel ersetzen.
Selbst Vater und Mutter, bei uns hier, sind
Nicht viel älter, als ihr Kind.
Auch unser Schulmeister wird sich zeigen,
Der, trotz seiner Würde und Majestät,
Doch selber noch in die Schule geht. —
Ich will von allen Andern schweigen.
Wir bitten Euch also, haltet nicht
Mit unserm Spiel zu strenges Gericht.

Ihr habt uns, fast Alle, in unserm Leben
Schon manche fröhliche Stunde gegeben,
Und hegtet und hieltet uns lieb und warm.
Wir möchten vergelten und sind so arm!
Wir möchten mit muntern Scherzen und Schwänken
Euch einen fröhlichen Augenblick schenken;
Drum bitten wir, seht in dem Winke von heut
Nichts, als ein Zeichen der Dankbarkeit.

Das Schauspiel selber, Ihr wißt es schon,
Es ist betitelt: „Der dankbare Sohn.“
Doch, notabene! es gibt auch Töchter,

Die eben so dankbar, als Söhne sind.
Wenn auch ein Knab' heute den Ruhm gewinnt,
Wir Mädchen sind darum nicht schlechter.
Verzeiht, junge Herrn, ich bin so frei
Und bemerke dies nur so nebenbei.
Doch, um die Zeit nicht länger zu stehlen,
Hab' ich die Ehre, mich zu empfehlen.

Bei Uebersendung eines Blumenstraußes zur Silberhochzeit

des Herrn Johann Rudolf Meyer Vater*) und Frau Marianne
Meyer geb. Renner, den 3. Januar 1808.

Zur Silberhochzeit senden wir
Euch, durch der Unschuld Hand,
Noch Myrtenreis und Rosen hier
Der Winterstür entwandt.
Die Unschuld muß der Bote sein,
Der Euch die Blumen reicht,
Weil Euer Herz, so fromm und rein,
Dem holden Engel gleicht.

*) Der Name des Vater Rudolf Meyer von Aarau wird von seinem Vaterlande noch immer in ehrenvollem Gedächtniß bewahrt. Er war einer seiner besten Bürger; ein edler, strebender Geist. In weitem Kreise ist er aus den Revolutionsjahren als hervorragendes Mitglied des helvetischen Senates, später durch Herausgabe seines großen Schweizer-Atlas und die Darstellung sämtlicher Schweizertrachten in Delgemälden bekannt geworden. Seiner Vaterstadt ward er zum Wohltäter durch Stiftung des dortigen Gymnasiums (Kantonschule) und durch Beförderung der Weinkultur in der Umgegend. (Auf letzteres bezieht sich die Stelle in dem „Aargauer Weinsied.“ vid. pag. 305.) Meyer starb den 11. September 1813. Der damalige

Er bringt Euch Ros' und Myrthe dar
Von winterlicher Flur;
Sie sind — bekränzt damit das Haar! —
Der Tugend Sinnbild nur.
Wer in des Lebens Sommerhöhn
Sein reines Herz bewahrt,
Hat für den Lebenswinter schön
Den Frühling aufgespart.

Von edler Söhne Zärtlichkeit,
Von Enkeln froh umringt,
Indeß der Armuth Dankbarkeit
Für Euch zum Himmel dringt — —
Wo ist der Zweifler, der es sieht,
Der es nicht fühlt, daß schon
Auf Erden uns der Himmel blüht
Durch dich, Religion! —

Nimm diese Blumen, theures Paar,
Die Dir die Freundschaft weihet,
Und die sie Dir noch manches Jahr
Mit zarter Liebe streut.
Noch lange sei der Deinen Lust,
Der Armuth Trost und Rath,
Ein Kleinod in der Freundschaft Brust,
Ein Schmuck der Vaterstadt.

Und wann des Himmels Güte sich
Von uns erlösen läßt,
So freu'n wir uns noch männiglich
Am goldnen Hochzeitsfest.

Rektor der Kantonschule, Ernst August Evers, widmete ihm eine
noch heut sehr lesenswerthe „Denkschrift.“ (Marau 1815.)

Und wär's nicht hier, — ist's droben Zeit,
Denn Lieb' ist ohne Tod.
Ihr Wohnhaus heißt ja Ewigkeit,
Ihr Vater heißt ja Gott!

An Charlotte Fren.*)

1. Zu ihrem Vermählungstage.

(Biberstein im Jan. 1805.)

Ein Eremit in seiner Klause
Sieht aus der Ferne heut Dein Fest. —
Kein Wunder, wenn in seinem Hause
Ihn dies und das nicht ruhig läßt.
Er sieht Dich stehn in Kirchbergs Tempel;
Hört segnen Deinen Friß und Dich.
Verführerisch ist das Exempel — —
Ich möcht' es auch versuchen, — Ich!
's ist mit der Lieb' halt eignes Wesen;
Die ächte nur gibt ächtes Glück;
Ich hab's in manchem Buch gelesen,
Doch deutlicher in Nanny's Blick.
Wohlan denn, glückliche Charlotte!
Du stehst mit Deinem Friß am Ziel,
Dein Kuß verkläret ihn zum Gotte,
Zur Göttin Dich sein zärtliches Gefühl.

*) Eine Jugendgespielin Nanny's, der Gattin Bschoffe's, welche für immer die treueste und geliebteste Freundin der Familie blieb.

Und wenn einst böse Stunden schlagen,
So drückt einander Herz an Herz.
Ihr werdet Alles leichter tragen,
Dann wohnt auch Seligkeit im Schmerz.
Wer nicht in seiner eignen Kammer
Der Liebe goldnen Faden spinnt,
Der findet diese Welt voll Jammer
Und sucht um fremdes Glück sich blind.
Bewahrt der Unschuld reine Blüthen,
Sie sind der Liebe Heiligthum;
Dann geht Ihr, glaubt dem Eremiten,
Vom Altar ins Elysium.

Die Reise möcht' ich selbst beginnen
Vom Altar ins Elysium;
Und goldne Freudestrahlen spinnen
In meiner Kause um und um.
Wohlan! Ihr sollt, eh' noch in Frühlingswinden
Verfliegt des Kirschbaums Blüthenschwarm,
Die schönste Eremitin finden
In Eures Eremiten Arm!

Dann schlinge seine Demantbande
Um uns der Freundschaft edler Geist,
Dann zeigen wir dem Vaterlande
Was alte Schweizertreue heißt.
Frits werde meiner Brüder Bester,
Hier Frits, nimm sie, die Bruderhand!
Charlotte bleibe Nanny's Schwester —
Wir sind uns herz- und blutverwandt.

2. Zu ihrer Wiedergenesung bei Uebersendung einer Rose.

(Im Hornung 1814.)

Der Todesengel kam und küßte
Dich, Holde. Deine Wang' erblich.
Und aus den heil'gen Fernen grüßte
Dort schon die Siegerpalme Dich.

Wir bebten. — Unfre Liebe weinte
Für Dich empor zu jenen Höhen,
Und mit des Gatten Harm vereinte
Sich grauer Nestern frommes Flehn.

Gespielen baten, Schwestern, Brüder:
„Gott, nimm uns nicht das theure Glück!“
Gott sah's. Er winkte gnädig nieder;
Der Todesengel wich zurück.

Nun, statt der Sieger-Palmen droben,
Nimm noch der Erde Rosen hier!
Beim Wintersturm und Kriegestoben
Erzog des Freundes Hand sie Dir.

Blüh' auf, doch länger, als nur selten
Die Erdenrose blühen kann.
Einst biet' ich Dir in schönern Welten
Die Palme, statt der Rose an.

Neujahrsgrüße an Dr. Heinrich Schmuziger. *)

1. Ermuthigung.

(1813.)

Wo der Weisheit Rosen blühen,
Bricht kein Erdensurm sie ab;
Darum laß den Unmuth ziehen,
Werde froh, mein Aesculap!

Mögen sich die Thoren zanken;
Menderst sie nicht allzumal.
Mildre Du den Schmerz der Kranken;
Thoren heilt der Thorheit Dual.

Oft, wer Tonnen Goldes hütet,
Ist der ärmste Schach dabei;
Wer der Sklavenwelt gebietet,
Ist darum nicht selber frei.

Stark, mit heiligem Gewissen,
In der eignen Brust den Gott,
Gleichen Muths Fortunens Küssen
Stehn, und ihrer Tücken Spott;

*) Bschoffe pflegte fast jeden Neujahrsmorgen seinem treuen Hausarzte und vieljährigen Freunde einen poetischen Gruß zu übersenden. Obiges ist die vollständige Sammlung davon. — Schmuziger war als Mensch und Arzt gleich achtungswürdig; sein ganzes Leben war ein unermüdliches, uneigennütziges Streben, Andern wohlzuthun. Selten ward daher auch ein Sterblicher bei seinem Tode in so weitem Umkreis von Allen, die ihn kannten, so aufrichtig beweint. Er starb den 9. August 1830.

Ewig selber und sein eigen,
Lächeln zu des Schicksals Spiel,
Ob die Schalen heute steigen,
Ob das schwarze Loos uns fiel;

Fröhlich sein bei aller Gabe,
Die uns dargeboten wird;
Das macht reich am Bettelstabe,
Frei uns, wo die Kette klinkt.

Bist Du's nicht? — Warum denn trauern?
Lohnt Dir nicht der Freundschaft Glück?
Wohnt nicht inner Deinen Mauern
Deine beste Republik?

Kömmt ein Mißmuth gezogen,
Fort, ertränke ihn im Bunsch!
Bleib, als Freund, auch mir gewogen:
Das ist Deines Freundes Wunsch.

2. Das Beste.

(1815.)

Nicht, weil's die Sitte so, die läst'ge, lehrt,
Nein, weil's das Herz begehrt,
Wünsch' ich am Neujahresfeste
Dir, lieber Aesculap, das Beste
Und leg, als Dankesopfer — zwar
Den Hahn nicht, — doch den Werth auf Deinen Hausaltar.
Das Beste werde Dir! Nicht eitle Wonnestunden,
Von Thränen frei und frei von Herzenswunden;

Nicht Kisten von Dukaten schwer,
Nicht Orden, Titel und so mehr,
Nicht Ruhm in Tiefen und in Höhen,
Nicht Jahre, die kein Ende sehen,
Nur, nicht ein Dasein, süß wie Feentraum,
Und hell und bunt, wie unser Weihnachtsbaum.

Das Beste werde Dir! Dies können Dir zum Leben
Die Götter aber selbst nicht geben!
Und was sie Dir verleihn, sei's Unheil oder Heil,
Ich wünsch' es, oder nicht, Dir wird es doch zu Theil.
Das Beste sei: in Lebensungewittern,
Wo Andre fluchen, oder zittern;
Im Zauberkreis des Glücks, wo, wenn er drinnen steht,
Auch manchem Seneca das Köpfchen schwindelnd dreht,
Der hohen Geister höchstes Gut, —
Erräthst Du's — ewig gleicher Muth.

Umsonst nicht sahst Du Dein Jahr der Schmerzen;
Umsonst nicht riß Dir vom gebrochenen Herzen
Das Schicksal eine schöne Hoffnung los;
Du blutetest und — bliebst Dir gleich und groß.
Das Schicksal muß sich vor dem Manne neigen!
Verwunden kann es uns, nicht beugen.
Und diesen Gottesmuth im Sturm der Welt,
Aus reinem Sinn und Sein in Gott geboren,
Bewahr' ihn stark, sei Held!
Wer ihn verliert, der hat sich selbst verloren!

3. Der Genius und Aesculap*).

(1817.)

Die helle Lebensfackel neigte
Mein Genius dem Staube zu,
Mit seinen Rosenfingern zeigte
Er mir das schöne Land der Ruh.
Ich sah den Erdenstern verslimmern,
Sah eine neue Welt entstehen,
Und aus dem wunderschönen Schimmern
Hervor den Engel Guido gehn.

„Komm! flieg mit mir zu heil'gern Sphären!“

Sprach lächelnd mir der Genius:

„Laß Dich im Tode nun verklären;

Der Tod ist nur ein Engelsfuß.

Du ringst umsonst nach Recht und Wahrheit;

Hier bleibt Dein Leben doch verkannt;

Dort ist das Licht, dort ist die Klarheit,

Dort guter Geister Vaterland.“

„Hinweg aus diesem Erdgetümmel;

Hinauf mit Dir, dort winkt der Himmel!“

Ich sah hinauf, dort Glanz und Leben,

Ich sah hinab, sah Nanny hier,

Und einen Himmel auch bei ihr.

Ich schwankte. Da kam eilends näher

Zum Genius Gott Aesculap;

Gab ihm die Fackel wieder höher

Mit seinem mächt'gen Schlangenstab;

*) Im Jahre 1816 hatte Bschofke am Gallenfieber lange krank gelegen.

Und sprach zum Genius: „Mit nichts!
Er bleibe uns noch aufgespart!
Noch hat er nicht vollbracht die Pflichten,
Für die ihm Kraft verliehen ward.
Sein Eden blüht auch im Getümmel
Der Erde, wo er Nanny fand.
Wo Tugend wohnt, ist auch der Himmel;
Ihn hat die Welt, nie Gott erkannt.“

So sprach er, und die Fackel sprühte
Nun wieder hellen Schein empor;
In allen meinen Pulsen glühte
Des Lebens neue Macht hervor.
Und Aesculapens Stab zertheilte
Der Krankheit Schmerz im lichten Nu.
Als dankend ich zum Gotte eilte,
Mein Schmutziger, — da warst es Du!

4. Die goldene und die silberne Zeit.

(1819.)

Als mir golden um die Stirne
Noch die Knabenlocke flog,
Und ich aus des Schicksals Urne
Leichten Sinns mir Nieten zog;
Als mit bunten Zauberfränzen
Mich die Jugend noch umspann,
Und ich unter Spiel und Tänzen
Mancher Schönen Huld gewann:

Damals schienen mir zwölf Stunden
So viel volle Monde lang;
Und, wie schnell die Zeit geschwunden,
Schlich sie mir doch Schneekengang.
Mit dem Blick nach fernen Zielen
Ward den stürmischen Gefühlen
Jedes Jahr zur Ewigkeit:
Und doch war's — die goldne Zeit!

Freund, wie bin ich heut' erschrocken,
Denk', es zeigt sich, fürwahr,
Schon in meinen dunkeln Locken
Hier und da ein Silberhaar!
Ja, der Herbst des Lebens sendet
Reif in meine Sommerflur;
Und die Tugend selber spendet
Oft statt Rosen, Dornen nur.
Spott wird oft dem besten Willen;
Für die Lieb' ist Haß der Lohn;
Und ein treues Pflichterfüllen
Zahlt die Welt mit kaltem Hohn.
Wohl auf Sturmesflügeln jagen
Stunden hinter mir zurück;
Jahre werden mir zu Tagen,
Tage mir zum Augenblick.
Hab' ich gestern nicht, Dir Lieben,
Erst den letzten Dank geschrieben?
Nein, ein volles Jahr ist's heut! —
Ach, das ist die Silberzeit!

Freund, mit Aesculapens Stabe,
Schreckst Du selbst den starken Tod,
Rufest Sterbende vom Grabe,
Färbest bleiche Wangen roth.
Du, mit deinen Zaubern allen,
Wunderthäter, willst Du nun,
Deinem Freunde zu gefallen,
Nicht ein kleines Wunder thun?
Gib doch, statt der Silberhaare,
Gold'ne Locken ihm zurück;
Statt der Weisheit Ehrenjahre
Ihm der Jugend flücht'ges Glück;
Herzen, die ihn wieder lieben;
Gib den Stunden Langsamkeit! —
Mich, der oft die Zeit vertrieben,
Mich vertreibt nun auch die Zeit.

5. Der Cherub.

(1820.)

Freund, Du mußt der Cherub sein,
Daß der Tod, der alte Riese,
Nicht zu meinem Paradiese
Breche mörderisch herein.
Guido, Herrmann fehlen schon! —
Ach, mein wunderschönes Eden,
Soll's der Riese ganz veröden?
Streite, Hygieens Sohn!
Wehe, Cherub, sollt er dich
Übermals im Kampf bestegen:
Würd' ich an die Brust ihm fliegen,
Nehm' er, statt der Meinen, mich.

O, ich will ihn fröhlich schauen,
Will dann allen meinen Lieben
Und auch Dir, mein Cherub, drüben
Neue Blumenhalden bauen.

6. Die Glücksgaben.

(1822.)

Was wohl gedeiht zum heitern Leben
Hat Dir Dein Gott, hat Dir Dein Herz gegeben:
Ein biedres Weib! — Vielleicht vermißt Dein Blick
Zuweilen noch den Schwarm der muntern Kinder?
Du seufzest! — Ei, Du lieber Blinder,
Kennt der Allwissende wohl minder
Als Du, Dein wahres Glück?

Dein göttlicher Beruf als Heiland vieler Kranken!
Du säest Heil, Du erntest Segen ein.
Kein goldner Regen kann der Tugend danken,
Wo ihren Dank Dir tausend Herzen weihn.

Des Weisen schönes Loos! — Nicht in Fortunens Armen
Ruhst Du, auch nicht von ihrer Gunst zu fern.
Sie läßt Dich freilich nicht verarmen,
Doch wirst Du nimmer auch zum reichen Herrn;
Und wenn Dir heut ein Schatz des Grösus lachte,
Schon morgen wärest Du, voll Mitleids, nicht mehr reich;
Und trügst Du Irus Bettelstab, Dich machte
Dein reiches Herz dem reichsten Fürsten gleich.

Das freie Vaterland! — sieh nach in allen Karten,
Wo ist das freiere, des freien Mannes werth?
Ein Freiherr wandelst Du in unserm Gottesgarten,
Von allem Volk geliebt, geehrt.

Der Freunde Zahl! — Ich könnte Dich beneiden,
Wenn Du nicht ihrer würdig schienst.
Genieße stolz die freudigste der Freuden,
Weil Du sie, mehr als ich, verdienst.
Darum kein Wort, kein Wunsch zum neuen Jahr;
Das was Du immer bist, das hast Du immerdar.

7. Der heilige Lohn.

(1824.)

Dreimal seliger Mann, der gleich den unsterblichen Göttern,
Mehr gewähret der Welt, als die Welt ihm gewährt!
Thorheit wär' es fürwahr, zum Guten Dir wünschen das Beste;
Wer nur Gutes vollbringt, trägt das Best' in sich selbst!

8. Der Engel des Heils.*)

(1827.)

In der heitern Blumenhalde
Wohnt ein Völkchen froh und frisch;
Sauchzt wie Vögelein im Walde;
Tanzt wohl über Stuhl und Tisch.
Fragt nach Kaiser nicht und König,
Nach Censur und Polizei,
Weiß vom heil'gen Bunde wenig,
Und ist doch vergnügt dabei.

*) Im Oktober 1826 erkrankte Bschotte schwer an einem Schleimfieber, das ihn 12 Wochen ans Lager fesselte. Sein Zustand war gefährlich; er selbst glaubte sein Ende nahe. Genesend dankte er am folgenden Neujahrstage dem ärztlichen Freunde für seine treue Hülfe mit obigen Versen.

Aber in dem Lustgetümmel
Mahnt der liebe Gott uns dann,
Daß man seinen Freudenhimmel
Nicht auf Erden haben kann.

Oft wird's still mit unsern Festen;
Jedes Köpfschen hängt betrübt.
Aber Gott meint's doch am besten,
Denn er züchtigt, wen er liebt.

Haben Sorgen, Noth und Mängel
Aller Art ihr Werk gethan,
Kömmt des lieben Gottes Engel
In der Blumenhalde an.

Rings um ihn glänzt alles Lichter,
Und er rührt die Kranken an:
„Stehet auf und wandelt!“ — spricht er,
Und es wandelt Jedermann.

Plötzlich schweigen alle Schmerzen,
Vor ihm flieht der blasse Tod.
Fröhlich schlagen alle Herzen
Und vergessen ist die Noth.

Möchtest Du den Engel kennen,
Der uns so viel Glück verleiht?
Schmuziger — ich will ihn nennen,
Er heißt: „Gottergebenheit.“

9. Eine persische Erzählung.

(1828.)

Ein Schach von Persien im hohen Alterthum,
Sprach einst zum weisen Zertig-Schum,
Dem Weisesten am Hofe und im Staate:
„Freund, hilf mir heut mit gutem Rathe!
Sieh', Schuldner blieb ich, viele Jahre schon
Dem Würdigsten im weiten Perserlande.
Mich drückt des Undanks Last und Schande.
Was ist des menschlichen Verdienstes höchster Lohn?“

Der Weis' entgegnete: „So fragen Fürsten selten!
Wer ist's, den selbst ein Schach nicht zu belohnen weiß?
Auf Erden findet Alles seinen Preis;
Nur Göttern kann man nicht vergelten.“

„Der Mann“, erwiderte der Schach,
„Der Mann, o Zertig-Schum, von dem ich sprach,
Geht ohne Glanz umher, begehret keiner Ehren;
Trägt oft nur Hohn davon, statt Ruhm.
Vergnügt mit wen'gem Eigenthum,
Sieht man ihn oft das Nöthige entbehren.
Und dennoch hilft er, wie der reichste Mann,
Den Armen überall in ihren Hütten;

Hilft ihnen, wo kein And'rer kann,
Und gibt, eh' sie ihn darum bitten.
Wo Gold nichts mehr vermag, hilft er mit muth'ger That;
Wo Gold und Muth nicht hilft, da rettet noch sein Rath;
Und Sündern gleich, die ihre Schmach verhehlen,
Hüllt seine Tugend er in tiefes Dunkel ein.

Mit einem Wort, — was soll ich mehr erzählen?
Ein Engel in der Noth,
Ist meinem Haus er oft erschienen;
Dem Keiner dienen kann, er nur will Jedem dienen.
Ja, Freund, mich selber rettet' er vom Tod.
Und was ich, Vater, meinem eignen Sohn
Nicht werden konnte, ward ihm dieser Mann.
Sprich, wie vergelt' ich? böt' ich ihm die Krone,
O glaub' es, Zertig-Schum, er nähme sie nicht an.“

Der König schwieg. Der Weise aber sprach:
„Er ist zu reich; du kannst ihn nur verehren;
Er ist zu reich, du bist zu arm, o Schach!
Du kannst der Tugend innern Lohn nicht mehrn,
Wär' auch das Weltall dein Gebiet.
Darum behalte deine Kronen;
Mit Erdenstaub kann man nicht Götter lohnen,
Und darum auch kein göttliches Gemüth!“

Der Schach, der sein Erstaunen nicht verhehlte,
Rief laut, und warf sich an des Weisen Brust:
„O du bescheidner Mann, so ist's dir unbewußt,
Daß du es bist, von dem ich dir erzählte?
Nein, du hast Recht, ich kann dein Glück nicht mehrn;
Bewundern will ich dich und still verehren.“

Freund Schmutziger, kennst Du den Zertig-Schum?
Wend' in dem Namen nur die Lettern etwas um!
Ich spreche, wie der König sprach,
Und bin vor Dir, wie er, ein armer Schach.

10. Mit einem Fußteppich vor sein Bett.

(1830.)

Dir, wie Du wohl verdient, die Lebensbahn
Mit Rosen reichlich zu bestreuen,
Liegt außer unsrer Macht. Es steht im Schicksals-Plan,
Daß, wie die Rosen, auch die Dornen sich erneuen.
Genug, wenn unsrer Liebe nur
Gestattet ist, Dich manchmal zu erfreuen,
Dir dann und wann von unsrer armen Flur,
Ein Blümchen dankbar hinzustreuen.

Nimm diesen Teppich, lebensweiser Mann,
Als Sinnbild unsrer Wünsche an.
Des blinden Kindes*) Hand hat ihn für dich gewoben,
Der Mutter Hand flocht Dir die Rosen ein;
Der Vater steht zu dem dort oben:
„Laß auch dies Wen'ge ihm zum Segen sein!“

Gewährt der Tag Dir Mühe nur und Kummer —
Am Abend sei Dein letzter Schritt
Auf diese Rosen dann; von ihnen tritt
In einen traumverschönten Schlummer.
Ruht Dich des Lichtes Morgengruß
Zum neuen Tagewerk, vielleicht zum freudelosen,
So denk' an uns, und setze Deinen Fuß
Zuerst auf unsrer Freundschaft Rosen.

*) Der achte Sohn Bschokke's, Arnold, erblindete in Folge einer Krankheit und starb den 19. Juli 1831. 13 Jahre alt.

An Luise Egloff, die Blinde *).

(Als sie mir Stiefmütterchen statt Veilchen schickte. Neujahresmorgen 1830.)

Erwacht vom schönsten Morgentraum
Trat ich zum lichterhellsten Baum,
Da zeigte mir der Kinder Rosen
Bei meiner Nanny Morgenrosen
Zwei dunkle Veilchen? — nein, o nein
Stiefmütterlein!

O Du, des stillen Duldens Bild,
Für alle Andern engelsmild,
Du Veilchen auf der Lebenswiese,
Voll heil'ger Demuth, o Luise,
Warum bist Du für mich allein
Stiefmütterlein?

Dech bin ich fromm und klage nicht,
Wenn Bienchen Honig bringt und sticht.
Dein süßes Lied, die bittre Blume,
Sie sind in meinem Heiligthume;
Und dankbar bitt' ich, bleibe mein
Stiefmütterlein!

*) Diese schon in früher Jugend erblindete Dichterin war die Tochter des Herrn Egloff zum Stadthof in Baden. Ihre lieblich-zarten Dichtungen erschienen in Kommission bei H. R. Sauerländer in Aarau 1843.